

Von unserem Obstbau

Autor(en): **Schmid-Arenenberg, A.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **193 (1914)**

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-374516>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Von unserem Obstbau.

Dürfen wir unsern Baumbestand noch vermehren?

Es ist eine nicht zufällige Erscheinung, daß in unsern Tagen dem Obstbau vermehrte Aufmerksamkeit zugewendet wird und zwar nicht nur in alten Obstbaugebieten, sondern auch da, wo früher das wogende Getreidefeld oder die Rebe das land-

höher, je mehr der Betrieb zur Einseitigkeit gedrängt wird.

Die enorme Steigerung des Obstbaumbestandes und der Obsterträge ließ nun aber bereits Bedenken wach werden, gerufen durch Erscheinungen auf dem Obstmarkt. Ein bedeutender und stets noch steigender Teil unserer Obsternte wandert über



schaftliche Bild beherrschten und dem Obstbaum kaum ein Plätzchen an steinigem Hang zugewiesen wurde. Zwar zählte man in der Schweiz schon Ende der Achtzigerjahre des vorigen Jahrhunderts 15 Millionen ertragsfähiger Obstbäume mit einem mittleren Jahresertrag von über 100 Millionen Franken. Seither ist dieser Ertrag enorm gestiegen, nicht allein infolge der steten Mehrung des Baumbestandes, sondern auch durch bessere Düngung und Pflege der Bäume und zweckmäßigere Sortenwahl. Man schätzt eben in unserer Zeit hoher Bodenpreise und hoher Arbeitslöhne am Obstbau, daß seine Ernte einer Doppelnutzung des Bodens entspringt, daß er relativ wenig Arbeit erfordert, die bei zweckmäßiger Einteilung zudem in die arbeitsstillere Zeit verlegt werden kann, und man schätzt die im Obstertrag liegende Reserve um so

unsere Grenze, vorwiegend nach Deutschland. Wir exportierten in den letzten zwei Dezennien durchschnittlich pro Jahr 350,000 Doppelzentner frisches Obst und zwar

1893—97	1898—1902	1903—07	1908—12
140,400	430,600	381,200	461,200

Kilozentner. Das erscheint nun schön und recht und für die Vermehrung unserer Obstproduktion recht ermutigend. Aber bei näherem Zusehen erweist sich die Verwertung so großer Obstmengen durch den Export als recht unsicher und bedenklich. In den letzten 20 Jahren schwankten unsere Exportpreise für den Doppelzentner von Fr. 5. — bis Fr. 22. —. In obstreichen Jahren überführen wir eben, gezwungen durch die beschränkte Haltbarkeit des Obstes und die Zollverhältnisse den Markt derart, daß der erzielte Preis kaum einen Erntelohn sichert. Unserer

Obstausfuhr entstehen aber in Zukunft stets schwierigere Verhältnisse. Schon heute empfinden wir es schmerzlich, daß wir auf dem deutschen Markt nicht mehr allein sind. Frankreich, Oesterreich, Italien machen uns von Jahr zu Jahr schärfere Konkurrenz. So warf das letztere im Jahre 1907 640,000, 1909 480,000, 1911 536,000 Doppelzentner frisches Obst nach Deutschland. In Worten: Italien exportiert heute schon so viel Obst, wie wir, und es ist nur ein Glück, daß mit ziemlicher Regelmäßigkeit seine Vollernten auf die ungeraden, die

verwertung und namentlich bis in die letzten Jahre fast brach liegen lassen die Inlandversorgung. Die letztere vermag noch gewaltige Mengen Obst aufzunehmen und dadurch den Export zu entlasten.

Ein bedeutender Teil unserer Obsternte ist Mostobst, also zur Getränkebereitung bestimmt. Nun nimmt der Konsum an flüssigen Genußmitteln durchaus nicht ab, nur daß er sich in den letzten Jahrzehnten leider mehr und mehr von Getränken inländischer Herkunft abgewendet hat. Die Bier-



unsrigen auf die geraden Jahrgänge fallen. Sodann ist zu bedenken, daß Deutschland in den letzten Jahrzehnten mit Erfolg gewaltige Anstrengungen macht, seinen eigenen Obstbau zu heben, und bereits werden dort Stimmen laut, die einem Zollschutz für deutsches Obst, d. h. einer Erschwerung unserer Obstausfuhr rufen.

Berücksichtigen wir alle diese Verhältnisse, so müssen wir schon sagen: wenn wir mit einem so großen Teil unserer Obsternte nur auf den Export angewiesen sind, dann steht's schlimm; denn ein Betriebszweig, der mit einer so großen Menge eines relativ rasch verderblichen Produktes auf die Lotterie angewiesen ist, wie sie aus unsern Ausfuhrziffern spricht, ist böß dran. So ist die Sachlage nun aber tatsächlich nicht. Wir haben allerdings mit der Vermehrung des Baumbestandes nicht Schritt halten lassen die Förderung der Obst-

fabrikation der Schweiz betrug 1890 1,115,000, 1910 2,507,000 Hektoliter. Sie hat sich also in zwanzig Jahren mehr als verdoppelt. Dazu kommt die Einfuhr ausländischer Biere, die von 84,000 Hektoliter im Jahre 1900 anstieg auf 140,000 Hektoliter im Jahre 1912, demgegenüber bis in die letzten Jahre ein Rückgang im Konsum von Most, diesem bekömmlicheren einheimischen Getränk. Dabei importiert die Schweiz eine Riesenmenge fremder Weine, so im Jahre 1912 allein 1,444,000 Hektoliter für 48 Millionen Franken. Nun mag es scheinen, die Weineinfuhr habe mit der Steigerung des Mostkonsums nichts zu tun. Bei näherem Zusehen aber doch. Der eingeführte Wein hat einen Mittelpreis von 25 bis 35 Fr. per Hektoliter. Rechnen wir die Qualitätsware ab, so läßt der noch resultierende Mittelwert des Hauptquantums auf eine Qualität schließen, welche die Konkurrenz

mit einem guten Obstgetränk nicht auszuhalten vermag.

Gelänge es, Bierproduktion und Bier- und Weineinfuhr durch vermehrten Verbrauch an Obstgetränken nur stabil zu halten — ein Ziel, welches nicht zu hoch gesteckt ist — dann hätten wir es in mittleren Obstjahren gar nicht mehr nötig, Mostobst zu exportieren.

Die Steigerung unserer Obstproduktion entfällt aber, namentlich in den letzten Jahren, zu einem bedeutenden Teil auch auf Tafelobst. Auch an solchem ist unser Inlandsmarkt noch in hohem Maße aufnahmefähig. Wir bekommen nämlich einen eigenartigen Begriff von unserem „Obstüberfluß“ und der „Notwendigkeit des Exports“, wenn wir bedenken, daß unsere Einfuhr frischen Obstes von 3,9 Millionen Franken im Jahre 1902 auf 9,2 Millionen Franken im Jahre 1911 gestiegen ist. Darin sind allerdings zum Teil Qualitäten enthalten, die wir nicht, oder nicht rechtzeitig liefern können. Nichtsdestoweniger spricht aber aus diesen Zahlen die Tatsache, daß wir uns den Inlandsmarkt noch nicht zu erobern wußten, daß wir es noch nicht verstehen, unsere kaufkräftige Stadt- und Hotelkundsame mit inländischem Tafelobst zu versorgen. Wenn Professor Underegg vor 30 Jahren klagte, daß unserer billigen Obstausfuhr eine teure Einfuhr gegenüberstehe und erklärte, „unsere gegenwärtige Obstwirtschaft ist somit eine unrichtige, unrationelle und verkehrte,“ so stimmt dies zum Teil heute noch. — Wir führen ferner für 10 Millionen Franken jährlich Südfrüchte ein. Auch

hier ließe sich noch etwas machen. Es ist nicht einzusehen, warum an Stelle halbreifer oder verdorbener Südfrüchte als Dessert nicht besseres einheimisches Tafelobst treten könnte, oder warum als Geschenkartikel sich ein hübsches Kistchen feiner Äpfel und Birnen nicht eben so gut präsentierte als die obligaten Orangen- und Mandarinenkistchen. Nur nebenbei sei bemerkt, daß wir jährlich auch für 1½ Millionen Franken Dörrobst einführen. Nun ist ja allerdings für unsere Kleinen die Zeit des Gummizapfens an die Stelle der Dörrbirne getreten und der Hausfrau scheinen die Schnitze aus dem Konsum um so besser, je amerikanischer, d. h. wässriger sie sind. Und doch ließe sich auch aus dem Dörrgeschäft noch etwas holen und der Marktüberführung entgegenarbeiten.

Wir sehen: Bei richtigem Vorgehen braucht uns um die Zukunft unseres vermehrten Obstbaues nicht bange zu sein; es wird unser Obstwald weiterhin grünen und blühen nicht nur zum Schmuck unseres Ländchens, sondern auch als Quelle sicheren Erwerbes. Allerdings unter einigen Voraussetzungen. Der Bauer muß in seinem Betriebe schon einer rationellen Obstverwertung vorarbeiten. Es muß in Mostbereitung und Mosthandel manches anders und vieles besser werden. Unsere Mosterei muß auch der Abstinenzbewegung Rechnung tragen durch Herstellung alkoholfreier Obstgetränke. Und endlich muß unser Tafelobsthandel in andere Bahnen kommen. Ueber den einen oder andern dieser Punkte gibt uns der Kalendermann vielleicht später einmal das Wort. A. Schmid-Arenenberg.

Als em Affashest vom Gritli Wüest.

Die Geseze.

Die Geseze sind sehr alt. Schon in der Bibel kann man von Gesezen lesen. Moses hatte zuerst auch Freude daran, aber nachher hat er die Geseztafeln verschlagen.

Aber es blühte neues Leben aus den Ruinen. Die Geseze wucherten mit jedem Jahrhundert ärger. Man sieht deutlich, daß nie ein Uebel allein kommt. Seit es Reben gibt, haben wir Rebläuse, und seit es Geseze gibt, haben wir Advokaten.

Die Rebläuse kann man mit Vitriol unschädlich machen. Die Advokaten nicht, diese vermehren sich mit jedem Gesezesparagrafen.

Sie nennen sich Juristen oder Verwandlungskünstler, denn sie können vor unsern Augen das Weiße schwarz machen. Es gibt Virtuosen unter ihnen, welche mit den Paragrafen jonglieren, sodaß immer der obenauf kommt, wo sie brauchen.

Die Advokaten haben es wie die Kinder. Wenn ein neues Gesez kommt, so muß es zuerst geschliffen sein, weil sie die läge Seite davon viel mehr inreiffiert, weder die wo alle Leute sehen.

Wenn man die Geseze liest, so sind sie sehr schön, aber wenn man sie braucht, so hört die Gemütlichkeit auf. Dann kommen die Advokaten und Richter und schalten den Verstand aus, dafür haben

sie Buchstaben. Diese Algebra verstehen die Laien nicht, weshalb ihnen auch das Resultat spanisch vorkommt. Es gibt aber drei Instanzen. Wenn er es der ersten nicht glaubt, so sagt ihm die zweite sicher das Gegenteil und die dritte wieder etwas anderes. Es rechnen halt alle mit anderen Buchstaben, und so haben alle zu essen und der Klient hat es kurzweiliger, weder wenn alle das gleiche sagen täten.

Die Geseze sind auch sonst noch nützlich, weil man lernen kann darum herum zu gehen. Das sieht man am besten bei den „Gesezlich bewilligten Ausverkäufen.“ Zweimal kann man es mit diesem Titel machen. Nachher heißt man sie: „Weiße Woche“, „Rehr-aus Verkauf“, „Räumungsverkauf“, „Inventur-Verkauf“, „Massen-Verkauf“, „Sonder-Angebot“, „99 Cts. Tag“, Konkursausverkauf“ zc. und siehe, es geht und ist erlaubt. „Wahrsagerei“ ist verboten, aber was tut's? Graphologie, Chyromantie und Phrenologie tragen eben so viel ein. Und erst die Sittlichkeitsgeseze....

Wie kann auch die arme Justizia sehen, wenn man ihr die Augen verbindet?

Ich kann den Aufsatz nicht mehr weiter machen, der Herr Lehrer hat gesagt, der Begriff Gesez sei unendlich und so weit komme ich so wie so nicht.